

Volkskunde in Sachsen
im Auftrag des
Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V.
herausgegeben von
Michael Simon

Heft 7

Studien 2

„Volkskunde in Sachsen“ erscheint zwei- bis dreimal jährlich und ist über den Buchhandel oder direkt beim Verlag (Adresse auf S. 4) zu beziehen. Preis pro Heft DM 15,-/SFr. 13.50/ÖS 110 zzgl. Versandkosten; bei Fortsetzungsbezug DM 12,-/ÖS 88/SFr. 11.00 zzgl. Versandkosten.
ISSN 1430-7537

THELEM
UNIVERSITÄTSVERLAG

Hergestellt mit Unterstützung des Sächsischen Staatsministeriums für
Wissenschaft und Kunst.

Redaktion: Monika Kania-Schütz

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Studien 2 / [im Auftr. des Instituts für Sächsische Geschichte
und Volkskunde e. V. hg. von Michael Simon]. Dresden :
Thelem bei w.e.b.-Univ.-Verl., 1999
(Volkskunde in Sachsen ; H. 7)
ISBN 3-933592-31-3

THELEM ist ein Imprint des Universitätsverlags w.e.b.

© für die Zusammenstellung

w.e.b. Universitätsverlag und Buchhandel

Eckhard Richter & Co. OHG

Bergstr. 78 – 01069 Dresden

Tel.: 0351 / 47 21 463 – Fax: 0351 / 47 21 465

© für die einzelnen Aufsätze bei den Autoren

© für die Abbildungen vgl. Abbildungsverzeichnis

Verlag und Autoren haben sich nach besten Kräften bemüht, die erforderlichen
Reproduktionsrechte für alle Abbildungen einzuholen. Für den Fall, daß etwas
übersehen wurde, sind wir für Hinweise dankbar.

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Werks darf ohne vorherige schriftliche
Einwilligung der Rechteinhaber in irgendeiner Form reproduziert oder unter Ver-
wendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Herstellung: w.e.b.

Umschlag: Volkmar Spiller, Dresden

Umschlagbild: L. Arnoto, Lesekabinett (um 1840)

Druck und Bindung: Difo-Druck OHG, Bamberg

Made in Germany.

Die Spur von '45

Das Kriegsende im sächsischen Gedächtnisraum

I. Dresden – Annäherung an die Grenze von 1945

Weit mehr als in anderen im Zweiten Weltkrieg zerstörten Städten fällt in Dresden die Leere auf, das Fehlen der Stadt, die es einmal gab. Und leichter als anderswo überfällt einen hier ein Gefühl von Fremdheit und Absurdität, wie es Albert Camus beschreibt als einen

„sonderbaren Seelenzustand [...], in dem die Leere beredt wird, die Kette alltäglicher Gebärden zerrissen ist und das Herz vergeblich das Glied sucht, das sie wieder zusammenfügt [...]. Dann stürzen die Kulissen ein.“¹

Wartend, nachts, auf einer jener weiten Brachen der Dresdner Innenstadt, die doch den traditionsträchtigen Namen „Wiener Platz“ trägt. Sich wundernd über jedes Anzeichen normalen Stadtlebens an der Straßenbahnhaltestelle: Listen von Straßen und Plätzen, Veranstaltungsplakate, Hinweise auf Institutionen, Adressen. Wo, in welcher Stadt soll das sein? Alles, was hier geblieben ist, ist nur übriggeblieben, das Neue erscheint als absurde Möblierung der Leere. Überdimensionierte Kaufhäuser und Hotels, schnell hochgezogen wie die gesichtslosen Wohnzeilen der DDR-Zeit. Breite, gepflasterte Straßen führen an abgeräumten Flächen vorbei, an verfallenen Zäunen und den Absperrgittern der Baustellen; eine Innenstadt wie irgendwo weit draußen.

Jenseits der Elbe hat das Gebäude des Sächsischen Hauptstaatsarchivs den Bombardierungen des 13. Februar 1945 standgehalten – ein dunkel verputzter Stahlbetonbau, 1910 bis 1915 gebaut als schweres, schwergewichtiges Depot des Vergangenen.² Zur großen Durchfahrtsstraße hin dominieren die massigen Magazintrakte, die sich in ihrer Lagerfunktion selbst zu genügen scheinen: den Benut-

¹ Camus, Albert: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde. Hamburg 1959, S. 16.

² May, Walter, Werner Pampel und Hans Konrad (Hg.): Architekturführer DDR, Bezirk Dresden. Berlin 1979, S. 41.

zereingang nämlich muß man seitlich in der schmalen Archivstraße suchen, und zwei weitere Innentüren öffnen sich erst durch Knopfdruck des Pförtners, der die Eintretenden über Video in den Blick nimmt.

Dann, in der konzentrierten Stille des stilvollen Lesesaals mit seinen Wand-schränken, Galerien, Aufsichtskathedern in dunklem Holz, scheint die Zeit den Atem anzuhalten – und zugleich füllt die Vergangenheit nicht nur in Form der papierenen Dokumente den Raum. Beim Stichwort „1945“, der Jahre vor und nach dem Kriegsende in Sachsen, bringt mich die Archivangestellte rasch auf die Spur des sächsischen Innenministeriums; eine Akte der Volkspolizei wird sie mir sofort geben. Darüber hinaus fallen bereits in den Findbüchern die Themen ins Auge, die die Verwaltungen der ersten Nachkriegsmonate und -jahre beherrschten: reihenweise Akten zur Lenkung, Zählung und Registrierung, zur Versorgung, Ansiedlung, Integration, politischen Kontrolle usw. von Flüchtlingen und Vertriebenen, „Umsiedlern“ in offizieller Diktion,³ sowie Berichte und Mitteilungen zur Sicherung der Grenzen der SBZ bzw. der neugegründeten DDR.

Ich versuche, meine Durchsicht auf das Obere Vogtland einzugrenzen, das als exemplarisches Forschungsgebiet in Aussicht genommen ist, lerne, die aktuelle Straßenkarte neben mir, Landkreise, Orte, Grenzübergänge und Grenzabschnitte geographisch zuzuordnen. Der eng ins sächsisch-bayerisch-tschechische Dreiländereck eingelagerte Landstrich läuft zwischen zwei Grenzen zu damaligen tschechischen Vertreibungsgebieten trichterförmig auf den Grenzübergang Vojtanov-Schönberg zu, eine von zwei offiziellen Übergangsstellen der Aussiedlungszüge aus der CSR;⁴ im nächstgelegenen Ort Bad Brambach läßt sich ein Quarantänelager für Flüchtlinge, in der Kreisstadt Oelsnitz/Vgtl. ein „Durchschleusungs-“ und Sammelager ausmachen.⁵

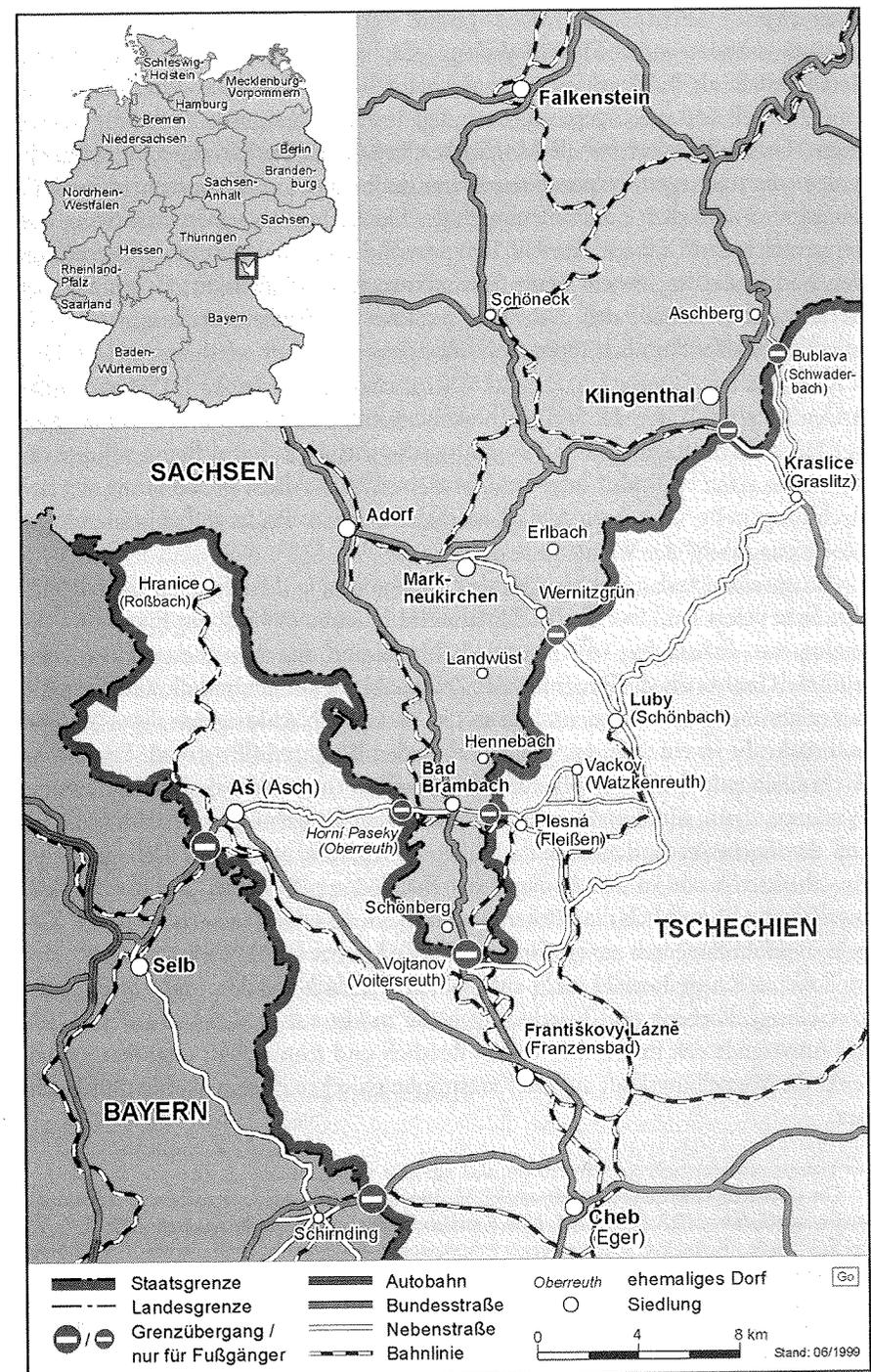
Flüchtlingstrecks, Vertreibungstransporte, heimkehrende Soldaten, Evakuierte, Heimatlose, legale und vor allem illegale Grenzgänger aller Art lenken die Aufmerksamkeit der Behörden auf die Grenzregionen des Landes,⁶ treiben den Aufbau

³ In ihrem ersten Runderlaß vom 2. 10. 1945 verfügte die von der Sowjetischen Militäradministration (SMA) am 14. 9. 1945 eingesetzte Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler (ZVU), „daß fortan in unserem Sprachgebrauch nur die Rede von *Umsiedlern* ist. Die Bezeichnung Flüchtling oder Ausgewiesener ist *nicht mehr* zu gebrauchen“. Zit. Just, Regine: Die Integration der Umsiedler im Land Sachsen. In: Sächsische Heimatblätter 35, 1989/4, S. 145-174; hier: S. 147.

⁴ Meinicke, Wolfgang (Hg.): Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone. In: Plato, Alexander von und Wolfgang Meinicke: Alte Heimat – neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR. Berlin 1991, S. 23-81; hier: S. 41.

⁵ Vgl. u. a. HStA Drsd., LRS, MdI, 2333-2335.

⁶ Regine Just berichtet, daß sich z. B. auch die am 4. 7. 1945 eingesetzte Landesverwaltung Sachsen bereits in ihrer ersten Sitzung mit dem Flüchtlingsproblem zu beschäftigen hatte. Just, Regine (wie Anm. 3), S. 146.



einer eigenen Grenzpolizei⁷ wie insgesamt neuer Organisations- und Überwachungsstrukturen voran. Die räumlich-geographische Grenze zeigt sich hier besonders deutlich als Ausdruck einer gesellschaftlichen Ordnungsstruktur, die sich in einer Schwellensituation gegen ihre ständige Infragestellung und Auflösung konstituiert. Generell fordert erst die Möglichkeit von Grenzüber tretungen im räumlich-realen oder übertragenen Sinn Grenzziehungen heraus – und umgekehrt.⁸ Entsprechend wird nach dem Zusammenbruch des Landes hier, an seinen unsicheren und verunsichernden Grenzen, sowie in den provisorischen Verwaltungsstellen in Dresden und in der Region ein neues Staatssystem institutionalisiert: als ein Sperrsystem, ausgerichtet auf den Ausschluß jeglicher Grenzüberschreitung, ob gesellschaftlicher oder räumlich-topographischer Art.

Als eine mir fremde Alltags- und Wissenschaftskultur ist die DDR auch noch in den Arbeitsabläufen des Staatsarchivs anwesend: und sei es nur in den Einträgen der Historikerin Regine Just aus den 80er Jahren, die ich in den Benutzerlisten der Umsiedlerakten vorfinde,⁹ oder an dem kleinen Pausentisch im Vorraum, wo sich Archivangestellte über ihren Alltag unterhalten, immer wieder differenzierend, was „vor“, was „nach“ der Wende gewesen sei.

So erweist sich das Archiv selbst als Zeichenraum, in dem die Jahreszahl „1945“ ihre Spur gelegt hat, über die Nachkriegszeit bis heute. 1945 ist ein Einschnitt, der analog zum damaligen, administrativen Neubeginn den Aktenbestand teilt, eine zeitliche Grenze, die die Zeugnisse der Zeitgeschichte ordnet und die auch den Alltagserfahrungen und Erinnerungen an die Vor- und Nachkriegszeit ihren Stempel aufdrückt. Es ist eine Grenze, die im Fehlenden jäh gegenwärtig wird: Etwa wenn Archivalien mit dem Hinweis auf „Kriegsverlust“ nur noch als Findbucheintrag existieren, dann, unübersehbar, in der städtischen Umgebung des Archivs, die ich auf der Suche nach dem alten Dresden durchlaufe, so wie es sich noch auf Ansichtskarten und in den Auslagen der Buchläden präsentiert; und das die Baumaschinen, die hektisch die Lücken im Stadtkern zu schließen versuchen, mit Ziegeln und Fundamenten zutage fördern. Die Zeitgrenze von 1945 materialisiert sich im äußeren Raum, in einer nicht auflösbaren Dialektik von An- und Abwesenheit. Das Übriggebliebene und Wiederaufgebaute macht auf die Lücken aufmerksam, das Anwesende erst macht den Verlust deutlich und schmerzhaft erfahrbar, und es lenkt die Vorstellungskraft auf die Katastrophe zwischen diesem Vorher und Nachher.

⁷ Die sächsische Grenzpolizei wurde am 27. 11. 1946 auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration geschaffen. HStA Drsd., LRS, MdI, Landesbehörde der Volkspolizei Sachsen, 109.

⁸ Vgl. Eisch, Katharina: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums, (= Bayerische Schriften zur Volkskunde 5), München 1996.

⁹ Vgl. Just, Regine: Die Lösung der Umsiedlerfrage auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik, dargestellt am Beispiel des Landes Sachsen (1945-1952). Phil. Diss. A, Magdeburg 1985; dies. (wie Anm. 3).

Frau Riedel,¹⁰ meine Gastgeberin in den Wochen der Dresdner Forschungsarbeiten, kann aus eigenem Augenschein von den Bombardements erzählen, die sie aus 50 km Entfernung auf der Flucht aus Niederschlesien erlebt hat. Die Nacht, als sich der Himmel rot färbte, und es hieß: „Jetzt brennt Dresden“.¹¹ Ihr Erzählen spiegelt noch den Schrecken und die abgrundtiefe Sinnlosigkeit dieses Grenz-Ereignisses, das sich als ein Symbol der Grenzüberschreitung des Krieges und Kriegsendes in Stadt und Gedächtnis eingebrannt hat. Zugleich stößt sie mich auf die prototypische Bedeutung von Flucht und Vertreibung für die Erfahrung des Kriegsendes. „In zwanzig Minuten mußten wir raus“, antwortet sie knapp, als ich sie am ersten Abend nach ihrer Herkunft frage. Die Rote Armee war bereits da, „die SS hat uns nicht vorher rausgelassen“.¹² Auch dies also eine unbegreifliche, schockartige Gewalterfahrung, eine auch räumlich vollzogene Grenzüberschreitung, die ihr ganzes weiteres Leben bestimmt hat. Der knappe Satz sagt alles, erst einmal. An den folgenden Abenden hingegen wird mir die ehemalige Hochschul-lehrerin stundenlang erzählen, erklären und damit gleichsam in Dialog treten mit meinen Eindrücken tagsüber in der Stadt, im Archiv.

Dort, in den Listen und Aktennotizen fehlt diese Erfahrungsdimension der Betroffenen weitgehend – so wie sich die verwaltungstechnische Grenze von 1945 zunehmend gegen ihre Erforschung zu verschließen scheint. Das betrifft die äußeren Forschungsbedingungen (besonders Polizei- und Grenzschutzakten müssen vor einer Einsicht langwierig auf Personendaten hin überprüft werden) und den Charakter des Materials. Auch und gerade wenn die Leistung der improvisierten Verwaltungsorgane der SBZ angesichts der in das kriegszerstörte Land einströmenden Flüchtlingsmassen nicht unterschlagen werden sollte (allein Sachsen nahm bis 1948 etwa eine Million Ausgewiesene auf, nicht gerechnet die Durchgezogenen),¹³ so drängt sich mit der Unmenge von Umsiedlerakten, von Aktennotizen und Abschriften von Aktennotizen doch der Verdacht bürokratischen Leerlaufs auf. Was die Geschichten und Erfahrungen dieser entwurzelten Menschen betrifft, so galt das Primat ihrer möglichst reibungslosen Integration, das die Bildung eigener Flüchtlingsorganisationen ebenso ausschloß wie jedes Hinterfragen ihres in Potsdam beschlossenen Heimatverlusts.¹⁴ Diese Haltung findet ihren Reflex noch in

¹⁰ Alle Namen von Gewährspersonen sind geändert.

¹¹ Gedächtnisprotokoll 11. 1. 1999.

¹² Gedächtnisprotokoll 10. 1. 1999.

¹³ Just (wie Anm. 3), S. 157. Insgesamt wird die Leistung der SBZ als Hauptaufnahmegebiet von Ostvertriebenen in der westdeutschen Forschung bis heute weitgehend ignoriert.

¹⁴ Vgl. Just (wie Anm. 3), S. 156 f. „Jede öffentliche Bezugnahme auf die Heimat wurde unterbunden, bereits in den ersten Nachkriegsjahren gehandet“ – was soweit ging, daß sogar im Rundfunk keine Lieder aus den Herkunftsgebieten der Vertriebenen gespielt werden durften. Wille, Manfred, Johannes Hoffmann und Wolfgang Meinicke: Flüchtlinge und Vertriebene im Spannungsfeld der SBZ-Nachkriegspolitik. In: dies. (Hg.): Sie hatten alles verloren – Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Wiesbaden 1993, S. 13-26; hier: S. 17.

der wissenschaftlichen Aufarbeitung der „Umsiedlerfrage“ in der DDR (etwa in der Standardkritik an der westdeutschen Volkskunde, die das Leid der Vertriebenen überbetone)¹⁵ und ungewollt auch in aktuellen Forschungen, die akribisch Statistiken und Runderlasse zu einer Schwellenzeit aufreihen, in der das Zählen und Verordnen gerade nicht mehr die Wirklichkeit zu greifen vermochte.¹⁶

Im Gegenzug dazu muß danach gefragt werden, was die Betroffenen erlebt und was sie – als einen weiteren Aspekt des „Fehlens“, der „Lücken“ des Kriegsendes – verloren haben: nicht nur Heimat, Kindheit, Eigentum, sondern auch die Freiheit, sich zu erinnern. Frau Riedel tut dies in den abendlichen Gesprächen – und sie legt damit weitere Fahrten, auf denen ich dem Verweisungsnetz des Symbol- und Schwellenjahres 1945 im kollektiven Gedächtnis folgen kann. Sie hat sich aktiv die Bilder des Zurückgelassenen bewahrt; die fehlenden Erb- und Erinnerungsstücke hat sie durch antiquarisch erworbene Zeugnisse aus ihrer schlesischen Heimat zu ersetzen versucht, die ihr eine Grundlage des Erzählens bilden und die sie dem verordneten Tabu entgegensetzen konnte. Sie erzählt von den traumatisierenden Erfahrungen der Flucht, erinnert sich so bewußt an die nationalsozialistische Indoktrination ihrer Kindheit wie sie versucht, mir die Lebensrealitäten der DDR-Gesellschaft verständlich zu machen: wie das Stillhalten den Alltag bestimmte und niemanden vor Verstrickungen bewahrte. Dazu der Unmut über westdeutsche Arroganz und Vereinnahmungen (die ich auch wieder im Dresdner Straßensbild ablesen kann) sowie ihre Empörung über krude Geschichtsdeutungen und Ansprüche von Vertriebenengruppen. Das Gespräch über die Grenzüberschreitungen des Kriegsendes führt so unweigerlich an die innerdeutsche Grenze zwischen Ost und West, die auch eine Grenze zwischen Forscherin und Forschungsfeld ist. Es kreist um das Schweigen, um Zerstörungen, Verluste und mündet eines Abends auch in die unvermittelte Frage an mich: „Und Sie sammeln nun die Reste?“¹⁷

¹⁵ Vgl. Just (wie Anm. 9).

¹⁶ So muß z. B. Susann Bethke wiederholt einflechten, daß „diesen Angaben [...] große Ungenauigkeitsfaktoren zugestanden werden [müssen], machten doch die täglichen umfangreichen Menschenbewegungen in der SBZ statistische Erfassungen nahezu unmöglich [...]“. Bethke, Susann: *Der Weg der Deutschen aus der Tschechoslowakei in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands (1945/46)*. In: Wille, Manfred (Hg.): *Die Sudetendeutschen in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Ankunft, Aufnahme und erste Integrationsversuche*. Magdeburg 1993, S. 5-27; hier: S. 14.

¹⁷ Gedächtnisprotokoll 12.1.1999.

II. Die Schwelle

Der Weg über die Grenze

Für die Feldforschung in der vogtländischen Grenzregion miete ich mich in einem kleinen Gasthof in der Kleinstadt Markneukirchen ein, die vor allem wegen ihres traditionellen Musikinstrumentenbaus berühmt ist und die bis 1938 enge, vor allem wirtschaftliche Verbindungen zum Geigenbaugebiet um die Nachbarstadt Schönbach auf tschechoslowakischer Seite besaß. Durch Vermittlung des städtischen Kulturamts Markneukirchen habe ich eine Liste erster Ansprechpersonen bekommen – die zu meiner Überraschung durchwegs Vertriebene aus dem unmittelbar angrenzenden Egerland sind und sich, anders als etwa ihre vogtländischen Familienangehörigen, offenkundig als Experten und Expertinnen verstehen, wenn es um Erfahrungen im Grenzland zur Zeit des Kriegsendes gehen soll. Dieses knüpfen sie immer wieder an das symbolische Datum 1945: „Von 1945?“, folgte ein Angesprochener prompt aus meiner Anfrage, ob er mir über die Ereignisse des Kriegsendes erzählen wolle.¹⁸

Dazu kamen die Egerländer Kontaktleute nicht nur mit großer Aufgeschlossenheit meinem Gesprächsanliegen entgegen, sondern machten dieses gleichsam zu ihrem eigenen, indem sie Kontaktnetze für mich knüpften, mich an weitere Zeitzeugen und -zeuginnen vermittelten und so aktiv einen Prozeß kollektiver Erinnerungsarbeit vorantrieben. Schlüsselpersonen boten sich an, aus deren Hilfsbereitschaft sich Kooperations- und Vertrauensverhältnisse bildeten und die mich mit ihrem – gelegentlich irritierenden – Bemühen, meine Forschung mit ihrer Ordnung und ihren Inhalten zu versehen, auf spezifische Problemlagen des Feldes aufmerksam machten und so seine Eigendynamik beförderten. Dabei konfrontierte man mich auch mit Vorbehalten und Ängsten bis hin zur Weigerung, „Auskünfte“ zu geben.¹⁹ Man sei es nicht gewohnt, „so gefragt“ zu werden, heutzutage müsse man vorsichtig sein.²⁰ Auch hier also bewegte sich „das Feld“ zwischen vorausseilender Offenheit und widerstrebender Verschlossenheit. Man genoß es, mit den eigenen Erfahrungen gefragt zu sein, schien diesen aber gleichwohl nicht ganz zu trauen: Durchwegs mahnte man mich, auch „was Greifbares“ einzubeziehen („dann hätten Sie's schwarz auf weiß“)²¹ und versorgte mich mit großer Hilfsbereitschaft mit Zeitungsartikeln und heimatgeschichtlichen Materialien.

Wenn sich die sudetendeutschen Vertriebenen insgesamt trotzdem als die für mich zuständigen Informanten und Informantinnen verstanden, so ist das offen-

¹⁸ Gedächtnisprotokoll 30.1.1999.

¹⁹ Gedächtnisprotokoll 2.2.1999.

²⁰ Gedächtnisprotokoll 1.2.1999.

²¹ Interview 3.2.1990.

kundig durch die Vertreibungserfahrung selbst begründet. Für Victor Turner gilt, daß Kollektive und Individuen in jeder Übergangssituation einen „kulturell definierten, stabilen oder wiederkehrenden Zustand“ verlassen,²² sie durchlaufen eine Schwellenzone, die negativ von der Auflösung bisher gültiger Normen und Werte gekennzeichnet ist, von Ambiguität, Formlosigkeit und Orientierungslosigkeit. Die Vertriebenen haben quasi stellvertretend die Schwelle des Kriegsendes in einem realen Grenzgang und im schmerzhaften Verlust ihres bisherigen Lebenszusammenhangs überschritten. Wenn ich Gesprächspartner, die mir aus zweiter Hand vermittelt wurden, nach ihren Vorinformationen zu meinem Anliegen fragte, kam so knapp wie konsequent: „No – das mit der Aussiedlung!“²³ Ohne mein Zutun stand die Vertreibungserfahrung im Zentrum der meisten Interviews: Elf meist mit hoher emotionaler Anteilnahme erzählte Geschichten des Vertreibungsweges vom Egerland an der östlichen bzw. dem Ascher Ländchen an der westlichen Grenze des Forschungsgebiets bis hierher, auf die deutsche Grenzseite, durfte ich schließlich auf Band aufnehmen – Geschichten, die zwar auch dem stereotypen Muster der damaligen Ausweisungs- bzw. „Umsiedlungs“-praxis folgen, die subjektiv gesehen jedoch von Fahrten „ins Ungewisse“ als existentiellen Grenzerfahrungen handeln.²⁴

Mit Ausnahme von Frau Koch, die als Schlesienflüchtling in Asch gelandet war und von dort mit den Einheimischen ein zweites Mal vertrieben wurde, stammen alle sudetendeutschen Erzählerinnen und Erzähler aus nahegelegenen Ortschaften auf der anderen Grenzseite: „7 km von hier“, „gleich über die Grenze da drüben [...] vielleicht eine Dreiviertelstunde zu Fuß nach Hause“²⁵ – so läßt sich einführend eine räumliche Beziehung zum Ausgangspunkt des Vertreibungsweges herstellen. Herr Körner ist im Frühjahr 1946 schwarz über die Grenze gekommen, nachdem der Familie innerhalb von 20 Minuten das Haus genommen worden war – am 18. September 1945, „das Datum vergeß ich nicht, ’45“²⁶ – und sie dann zum Arbeitseinsatz ins tschechische Landesinnere verfrachtet werden sollte. Die Plötzlichkeit, mit der man Haus und Hof verlassen mußte und ins ungewisse Nichts geworfen wurde, prägt aber auch die Erinnerung (und das Wiedererzählen der Kinder)²⁷ derjenigen, die 1946 der „geregelten“ Ausweisung im Zuge des Potsdamer

²² Turner, Victor: *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt/New York 1989, S. 94.

²³ Gedächtnisprotokolle 13.3.1999, 15.3.1999.

²⁴ Interview 3.2.1999.

²⁵ Interview 1.2.1999.

²⁶ Ebd.

²⁷ „In zwei Stunden mußten sie gehen“ – damit beginnt z.B. auch das Interview mit einem Angehörigen der 2. Generation. Vgl. Interview 15.3.1999/I. Abgesehen von den wilden Austreibungen des Jahres 1945 liefen die Transporte in die SBZ erst ab Juni 1946 an. Vgl. Bethke (wie Anm. 16), S. 15. Die Tatsache, daß die meisten Sudetendeutschen erst ab 1946 ihre Heimat verließen, unterstreicht auch wieder den Symbolcharakter der Jahreszahl 1945.

Abkommens folgten. „Zusperren und gehen“:²⁸ So ist der Abschied im Gedächtnis geblieben. „Den einen Tag haben sie die ‚Einberufung‘ gebracht, den ändern mußten wir schon ins Lager. [...] Ich habe nicht geglaubt, daß wir in die Russenzone kommen!“²⁹

Per Fuhrwerk mußte das Gepäck oft binnen weniger Stunden nach Erhalt des Ausweisungsbescheids zur Sammelstelle geschafft werden, in das Egerer Kloster im Falle der Egerländer Deutschen. Dort wurden die Kisten und Bündel durchgesehen, geplündert; wurden (häufig nach Tagen und Nächten des Wartens) die Transporte eingeteilt – mit unbekanntem Ziel: Auch das Rätseln, ob der Zug in Richtung Bayern oder Sachsen fahren würde, die Versuche, durch die Luken der Viehwaggons den Fahrtweg zu erkennen, formen ein eindringliches Bild der Orientierungslosigkeit, eben eines Schwellenzustandes.

Bad Brambach bildet als erste Station auf ostdeutschem Boden einen weiteren Fixpunkt, wo viele bereits den unvermeidlichen, mehrwöchigen Aufenthalt im Quarantänelager absolvierten. Von dort wurden die geschlossenen Züge auf regelrechte Irrfahrten durch das Zonengebiet geschickt, tage-, oft wochenlang, immer wieder abgestellt auf einem toten Gleis im Nirgendwo; nach und nach wurden die Insassen auf der Strecke abgesetzt.³⁰ Nach längeren Lageraufenthalten – von menschenunwürdigen Zuständen berichten vor allem die Frauen, von Hunger, der Angst um kranke Großeltern, die eigenen Kinder oder kleinen Geschwister – wurden die Familien schließlich ihren meist ländlichen Ansiedlungsorten zugewiesen und dort in abenteuerlichen Unterkünften zusammengepfertcht, deren Eigentümer oft wenig begeistert auf die ihnen zugeteilten Flüchtlinge reagierten. An ein Einleben und den Aufbau einer neuen Existenz war nur sehr langsam zu denken.

Das vogtländische Grenzgebiet war prinzipiell nur Transitstrecke für die Transportzüge aus der ČSR. Wenn Egerländer Familien in den folgenden Jahren dennoch hierher zurückstrebten – weil der Vater oder Ehemann Musikinstrumentenmacher war und im bekannten Arbeitsmilieu eine Zukunft erhoffte, manchmal auch aus Heimweh – so mußte in eigener Initiative, im Tausch mit schlesischen Flüchtlingen oder mit Hilfe von Verwandten, früheren Kunden usw. der „Zuzug“ beschafft werden.

²⁸ Interview 3.2.1999.

²⁹ Interview 13.3.1999/I.

³⁰ Vgl. Klaubert, Helmut: *Der dritte Transport aus Asch in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands von Anfang August 1946*. In: Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei*. Bd. IV/2. München 1984 (Originalausgabe 1957), S. 473.

Die Nähe der Fremde: Grenzgänge in eine leere Landschaft

An ihre Aufnahme durch die vogtländische Bevölkerung hegen die damals Zuziehenden größtenteils positive Erinnerungen. Die meisten hätten Verwandte oder Bekannte hier gehabt, landschaftlich und kulturell war die Gegend „wie daheim“,³¹ vielen Frauen war sie z. B. auch aus ihrer Zeit als Dienstmädchen im Kurort Bad Brambach vertraut: Die Aussiedlung hatte sie gleichsam im Kreis geführt. Wohl die meisten ehemaligen Grenzanhänger hatten für den Fall ihrer Ausweisung in die SBZ Hab und Gut, Arbeitsmaterialien wie die wertvollen Instrumentenhölzer schwarz über die Grenze getragen; nicht immer allerdings fanden sich die Dinge noch dort vor, wo man sie eingestellt hatte. Die allgemeine Mangelsituation traf die Flüchtlinge am stärksten – zugleich aber wußten gerade sie sich durch ihre besondere Ortskenntnis zu helfen: „Die erste Zeit haben wir uns alles von drinnen^[32] geholt.“³³ Ungeachtet der Gefahr, festgenommen zu werden, besorgte man in illegalen Grenzgängen Lebensmittel, Werkzeug und vieles mehr von der anderen Grenzseite, oft vom eigenen Hof. Frau Baumgartner, die zeitweise illegal im Franzensbader Kurbetrieb arbeitete, verbrachte ein dreiviertel Jahr in Eger in Haft – was sie nicht daran hinderte, es nach ihrer Freilassung wieder zu versuchen.³⁴ Frau Regners Familie hatte in Bad Brambach Unterschlupf im Zollhaus gefunden, das auf deutscher Seite unmittelbar an den eigenen Feldern lag; von dort half man für Kartoffeln und andere Lebensmittel den überforderten tschechischen Neusiedlern auf dem eigenen Hof aus. Man war also wieder zuhause angekommen – und war doch in der Fremde; gerade die Jugendlichen, denen am meisten an einer raschen Integration lag, wurden zu „Sachsen“ aus der Sicht von Eltern oder in der Tschechoslowakei zurückgebliebenen Verwandten³⁵ – und sie blieben Zugezogene mit Egerländer Akzent aus Sicht der Einheimischen. Immer sei sie „was anderes“ gewesen, „ich hab nicht mehr gewußt, was ich bin“, erzählt Frau Baumgartner. „Wir sind im Niemandsland geboren.“³⁶ Oder, in den Worten Turners:

„Schwellenwesen sind weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen den vom Gesetz, der Tradition, der Konvention und dem Zeremonial fixierten Positionen.“³⁷

³¹ Gedächtnisprotokoll 13.3.1999.

³² Entlang der gesamten deutsch-tschechischen Grenze wird Böhmen umgangssprachlich als topographischer Innenraum, als „drinnen“, und werden die bayerischen bzw. sächsischen Grenzgebiete als „draußen“ bezeichnet.

³³ Interview 1.2.1999.

³⁴ Vgl. Interview am 3.2.1999.

³⁵ Gerade im stark industrialisierten Egerland wurden vergleichsweise viele Deutsche als Facharbeiter, aufgrund einer Antifa-Anerkennung oder tschechischer Familienangehöriger im Land zurückgehalten.

³⁶ Interview 3.2.1999.

³⁷ Victor Turner (wie Anm. 22), S. 95.

Gerade diese Zwischenexistenz als selbst Fremde und doch Ortskundige prädestiniert die aus der unmittelbaren Nachbarschaft Vertriebenen als Informanten der fremden Forscherin. „Da kennen wir alles, jedes Detail!“, so stecken zwei Egerländerinnen zu Beginn eines langen, lebensgeschichtlichen Interviews „ihr“ Grenzgebiet ab.³⁸ Immer wieder bieten mir meine Gastgeber auch Fahrten ins Böhmisches an, zu den Kirchweihen und Heimattagen im Herbst sowie Ortsbegehungen über die neueröffneten kleinen Grenzübergänge für Wanderer, die zugleich alte Grenzwege hinüber in ihre alte Heimat sind:

„[A:] Gerade wenn man da so unterwegs sind, dann fallen einem immer so auf dem Weg so die alten Geschichten ein. Da hat er gewohnt, da war das, und da ...

[B:] Das ist eben früher, bis an der Grenz die Häuser da, waren die Häuser gestanden, und jetzt ist eben alles ...

[C:] Alles weg.“³⁹

Gehend, wandernd soll sich also ein Prozeß des Erinnerns einstellen; die äußere Gegenwart birgt damit auch Erinnerung und Geschichte, und in der sichtbaren Grenze materialisieren sich erlebte Grenzerfahrungen. Aber gerade in unmittelbarer Grenznähe bietet sich ein Bild der Leere: eine absurde Situation, die letztlich der des alten Dresden gleicht und eindringlich die schweigend starrende, zeitliche Grenzzone des Kriegsendes in die Landschaft einschreibt. Mit den Häusern von Schwaderbach, den Wirtshäusern und Ausflugszielen entlang der Zollstraße vom sächsischen Wernitzgrün nach Schönbach sind fast alle Anhaltspunkte des Erzählens verschwunden, meine ortskundigen Begleiter auf zwei Spaziergängen können nur über verwachsene Wiesen und auf Gesträuch deuten und auf ein paar Stufen oder Fundamentbrocken, die Eisbeeren oder den Flieder verweisen, die zumindest im Sommer noch die Hausstellen kenntlich machen.⁴⁰ Es sind immer wieder dieselben Hinweise auf Fehlendes und Zerstörtes – und auf das, was gegenständlich, anwesend dieses Fehlen indiziert. Bereits die Stereotypie dieser Bilder weist sie als kollektive Gedächtnisinhalte aus (wobei viele Befragte auch selbst bestätigen, wie wichtig ihnen der untereinander gepflegte, erzählende Erinnerungsdiskurs ist).

Der tschechische Grenzstreifen war bewußt menschenleer gehalten, die Häuser und Dörfer relativ bald geschleift worden. Frau Funk, die sich nur wenige Meter von ihrem Elternhaus entfernt jenseits der Grenze angesiedelt hat und die so in den Nachkriegsjahren die Detonationen der Sprengungen mithören mußte, kann sich nur schwer von diesen Vorstellungen lösen:

„Es ist nichts mehr übriggeblieben, kein Stein auf dem andern. Und einmal habe ich einen Tschechen gefragt, warum sie die Siedlung zerstört haben. Und da

³⁸ Gedächtnisprotokoll 3.2.1999.

³⁹ Interview 1.2.1999.

⁴⁰ Gedächtnisprotokolle 14.3.1999, 2.2.1999.

hat er gesagt, es soll Niemandsland werden. An der Grenze soll kein Leben mehr sein.“⁴¹

Eindringlich zeigt sich hier die Nähe dieser Vertriebenen zu ihrer alten Heimat als eine um so schmerzhaftere, endgültige Ferne. Dabei betreffen Verfall und Zerstörung, die nationaler Haß und eine fehlgesteuerte Wiederbesiedlungspolitik der Nachkriegs-tschechoslowakei verursacht haben, das ganze Egerland. Ab den 60er Jahren unternahmen die Ausgesiedelten wieder Fahrten in die alte Heimat, man fand leere Kirchen vor, Ortschaften, in denen man sich kaum mehr zurecht fand. Für viele bedeutete erst dies den endgültigen emotionalen Abschied – vor allem dann, wenn das eigene Elternhaus nicht mehr stand. Oder eben das ganze Dorf: „Wenn sie also ein Dokument haben, Sie sind da und dort geboren, da kann's passieren, den Ort gibt's nimmer.“⁴²

Eben dies gilt auch für Frau Regner aus Oberreuth, dem ehemaligen Nachbarort Bad Brambachs. Obwohl sie anders als die Spaziergänger, die über den neueröffneten Fußgängerübergang zwischen Bad Brambach und Horní Paseky die weite, strauchbewachsene Landschaft durchwandern, die früheren Hausstandorte ausmachen könnte, wagt sie sich niemals vom Hauptweg weg: aus Angst, in einen der damaligen Brunnen vor den Häusern einzubrechen. Ihre Kindheitsvergangenheit ist bodenlos geworden.

Trotzdem aber führen diese Wege für die Zeitzeugen und -zeuginnen über die entleerte, brüchige Oberfläche des Jetztigen in eine erinnerte Vergangenheit: auf Ortsbegehungen, in den vielen, so umständlichen wie präzisen Weg- und Ortsbeschreibungen in Interviews und Gesprächen. Auf diesen Wegen spielen auch die aus einer Vergangenheit offener Grenzen überlieferten Geschichten: Das betrifft die über zwei Grenzen führende Buslinie, auf die mich die Körners beim Spaziergang auf der Zollstraße zwischen Schönbach und Wernitzgrün hinweisen,⁴³ und die Frau Regner zum Schulweg nach Asch benutzte, täglich in Oberreuth zu den Einpendlern aus Bad Brambach zusteigend.⁴⁴ Und selbstverständlich sei man – „vor '38!“ – auf ein Bier zum Grenznachbarn gewandert.⁴⁵ Heimliche Grenzwege durch den Wald kannten vor allem die Schmuggler, die „Pascher“⁴⁶, die allerhand Konsumgüter je nach Währungs- und Zollverhältnissen hinüber und herüber trugen. Die „Pascherei“ ist längst zur fixen Erzählüberlieferung geronnen. Dagegen erinnert man sich selbst noch, wie die eigene Mutter bzw. die Frauen der böhmi-

⁴¹ Interview 13.3.1999/II.

⁴² Ebd.

⁴³ Gedächtnisprotokolle 2.2.1999, 3.2.1999, 12.3.1999.

⁴⁴ Gedächtnisprotokoll 12.3.1999.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Der Dialektausdruck ist vom tschechischen „pašovat“ für „schmuggeln“ abgeleitet. Vorzugsweise ist in diesen Geschichten vom Tabak die Rede – nicht ohne einen Bezug zum heute florierenden Zigarettschmuggel herzustellen.

schen Instrumentenmacher und Kleinhäusler in Heimarbeit gefertigte Instrumente, Geigenbestandteile und Instrumentenzubehör für ein paar Pfennige mehr im Rückenkorb nach Markneukirchen trugen. Dort sah man auf die „dummen Böhmen“ herab,⁴⁷ durch die doch die Händler, „die Furtschicker“, „reich geworden“ seien⁴⁸ – was der Stadt mit ihrer großzügigen, bürgerlich-industriellen Architektur bis heute ebenso anzusehen ist, wie sich die damalige Not und Ausbeutung in den Köpfen und Geschichten festgesetzt haben. Trotzdem: Die Grenze war offen; nicht nur zwischen den Nachbarorten Fleißen und Bad Brambach wurde geheiratet,⁴⁹ da habe es keine Unterschiede gegeben.

Sinnlosigkeit und Verlust. Was aus dem Abgrund geblieben ist

Und dann, 1938, sei ja sowieso keine Grenze mehr gewesen.⁵⁰ Frau Nirschl aus dem städtischeren Falkenau erzählt als einzige Interviewte ausführlich und aus eigenem Erleben von der Vorgeschichte des Wehrmachtseinmarsches: von der täglichen Suppenausgabe, mit der die Henlein-Leute die Arbeitslosen in die Sudetendeutsche Partei gelockt hätten,⁵¹ von der Polarisierung der deutschen Bevölkerung ab 1933, die sich bis '38 zu einem „kleinen Bürgerkrieg“ auswuchs:

„Am 1. Mai hat man das am meisten gespürt, vormittags sind die Henlein-Partei umgezogen, das waren dann immer mehr, und nachmittags sind die Sozialdemokraten. Und dann haben die Henlein, die haben dann auch geschürt, und geschimpft, und das haben sich die Sozialdemokraten auch nicht alle gefallen lassen!“

Trotzdem, man hatte nicht gedacht, „daß der Hitler da über Nacht kommt“. Das am 29. September 1938 unterzeichnete Münchner Abkommen war für die sozialdemokratisch eingestellte Familie Anlaß einer ersten, plötzlichen Flucht – ein Schlüsselereignis, das, ähnlich wie die Vertreibung, die Vorgänge ins Gedächtnis des damaligen jungen Mädchens gegraben hat:

„Und da – mit einmal hat's die Nacht bei uns am Fenster geklopft und mein Vater auf, der war da schon unruhig, auf: ‚Ja, was is'n?‘ – ‚Es geht los.‘ Dann mußten wir alle aufstehen, wir drei jüngsten Geschwister noch, da haben wir alles irgendwie in Säcke packen, das Nötigste, einen Handwagen hat mein

⁴⁷ Interview 15.3.1999/II.

⁴⁸ Ebd., Interviews 1.2.1999, 16.3.1999, 15.2.1999/I.

⁴⁹ Vgl. Gedächtnisprotokolle 3.2.1999, 12.3.1999, 15.3.1999.

⁵⁰ Gedächtnisprotokolle 3.2.1999, 12.3.1999.

⁵¹ 1933 gründete Konrad Henlein, Turnlehrer in Asch, als nationale Sammlungsbewegung die Sudetendeutsche Heimatfront, später Sudetendeutsche Partei, die in den Folgejahren immer deutlicher als Werkzeug der Hitlerschen Expansionspläne agierte und die (angeheizt durch die Wirtschaftskrise und den Erfolg der Nationalsozialisten in Deutschland) gezielt den nationalistischen Konflikt in der Tschechoslowakei hochtrieb.

Vater raus, und aufgeladen, zum Bahnhof gefahren. Am Bahnhof eine Menge Leute schon gewesen ...“

Aber das Geld für die Bahnfahrt fehlte, die Familie blieb in Falkenau, den Denunziationen und Hausdurchsuchungen durch die SA ausgesetzt. Der Vater, ein Zimmermann in den Falkenauer Bergwerken, wurde fristlos entlassen und nur durch einen glücklichen Zufall vor dem Konzentrationslager Dachau bewahrt. Für Frau Rippl tut sich hier ein erster zeitlicher Grenzschnitt auf, den sie in direkten Zusammenhang zu ihrem Vertreibungsschicksal setzt: „Das hat nur der Hitler gebracht“,⁵² wiederholt sie immer wieder.

Bilder von (räumlichen) Grenzüberschreitungen markieren den Anschluß der Sudetengebiete aber auch in den Erinnerungen aus den Grenzdörfern des Egerlands: Wie der Hitler einmarschiert ist, sei der Vater noch kurz zuvor abgehauen ins sächsische Hennebach, fällt Frau Weizner spontan dazu ein⁵³ – während Frau Schmidt erzählt, wie Bruder und Cousin als Kommunisten ins tschechische Landesinnere flüchteten.⁵⁴ Die meisten Deutschen allerdings setzten sich über die Grenze nach Deutschland ab: Vor allem die Mobilmachung am Höhepunkt der „Sudetenkrise“ mit ihren massenhaften Desertionen einberufener Deutscher bestimmt die Erinnerungen an 1938, desgleichen die in der Spannungsatmosphäre und der Kriegsangst der letzten Septembertage flüchtenden Dorfbewohner.⁵⁵ Und dann schon, in umgekehrter Richtung, die große Grenzüberschreitung der Wehrmachtstruppen, die Herrn Körner als damals Neunjährigem deutlich im Gedächtnis geblieben ist: „Wir waren auf dem Kartoffelacker, haben Kartoffeln gegraben. Durchgefahren, ganz durch den Ort auch.“⁵⁶

Dem folgen in den Interviews die Bilder des Kriegs und Kriegsendes: Erinnerungen an die ukrainischen Zwangsarbeiterinnen, die in der ins benachbarte, bisher so noble „Hotel Reichsgrenze“ ausgelagerten Egerer Rüstungsindustrie arbeiteten, zusammen mit Frau Funks ebenfalls zwangsverpflichteter Mutter. Die Bomben, die hier und vor allem in Eger einschlugen: „Mit dem Bombenalarm war Schluß“, erklärt Frau Weizner, die Schule in Fleißen wurde geschlossen, ihre Schulaufbahn damit beendet.⁵⁷ Von Oberreuth aus wurde Fleißen, wo sich noch deutsches Militär verschanzt hatte, über die Köpfe der Bad Brambacher hinweg von den Amerikanern beschossen;⁵⁸ Frau Weizner, damals 14 Jahre alt, erinnert sich an

⁵² Interview 13.3.1999/I.

⁵³ Gedächtnisprotokoll 11.3.1999.

⁵⁴ Interview 15.3.1999/II.

⁵⁵ Vor allem im Egerland und im Ascher Gebiet wurden im September 1938 Unruhen provoziert, die die tschechoslowakische Regierung zur Ausrufung des Standrechts veranlaßten und zusammen mit der Goebbelschen Hetzpropaganda und Hitlers Drohungen eine unerträgliche Stimmung der Panik und Gewalt erzeugten.

⁵⁶ Interview 1.2.1999.

⁵⁷ Gedächtnisprotokoll 11.3.1999.

⁵⁸ Vgl. Interview 12.3.1999.

ihre Angst angesichts der einfahrenden Panzer, das ihr unauslöschlich gebliebene Bild, wie die amerikanischen Soldaten Mann an Mann gegen einen benachbarten Bauernhof vorrückten, aus dem noch geschossen wurde, und wie sie diesen in Flammen aufgehen ließen.

Der Hohn tschechischer Neusiedler und plündernder Grenzsoldaten,⁵⁹ die aufgestachelten Revolutionsgardisten, die Herrn Koch und seine Schulfreunde als mutmaßliche Nazis zusammenschlugen und vor der Ascher Kommandantur auf die Straße warfen.⁶⁰ Schließlich die Vermißten, die Toten: der jüdische Kaufhausbesitzer in Schönbach, der in Stalingrad gefallene Bruder, der Ehemann,⁶¹ der Deserteur, der in Oberreuth noch kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner von der Wehrmacht erhängt wurde. „Ich seh' ihn noch hängen“, wenn auch aus der Ferne: eine schauerliche Attraktion sei das für die Dorfkinder gewesen.⁶²

Insgesamt sind es Bilder, wie sie sich dem Gedächtnis von Kindern einprägen und die quer liegen zur offiziellen Erinnerung etwa an euphorisch jubelnde, dirndltragende Sudetendeutsche im Oktober 1938 oder winkende amerikanische Soldaten. Es sind Erinnerungsfragmente, die das Zerschneiden der gewohnten Wirklichkeit illustrieren; hier ist jede historische Erklärung im bloßen Entsetzen aufgehoben, jede kausale Rückführung auf Vorangegangenes abgeschnitten. Das machen mir auch die Erzählerinnen und Erzähler klar, von denen ich gern mehr zu den Vorgängen bis 1938 gehört hätte: Sie seien letztlich zu jung, höre ich immer wieder, „wir sind die weißen Jahrgänge“.⁶³ Noch nicht selbst aktiv in die politischen Ereignisse eingebunden, erlebten sie die Ereignisse von 1938, den Krieg und die Greuel des Kriegsendes als einen plötzlichen, unerklärlichen Einbruch von Chaos und Tod, der im Wegmüssen über die Grenze und im Verlust ihrer Kinderheimat gipfelte. Sie sei ja „im Reich“, „beim Hitler“ in die Schule gegangen, meint Frau Weizner fast entschuldigend, und wie die zu Ende war, mußten sie fort.⁶⁴ Im Gedächtnis entsteht eine Schwellenzeit, in der Schrecken und Verlust ins Bodenlose absinken und die die ganze Absurdität einer Grenze aufweist: Als ich auf einem Spaziergang mit der freundlichen, engagierten Gewährsfrau an der Grenze zwischen dem sächsischen Dorf Aschberg und den verschwundenen Häusern von Schwaderbach entlanglaufe, deutet sie nach links und rechts: „Die auf der Seite haben alles verloren“, die hier nicht – wer soll das verstehen!⁶⁵

Unwiderruflich hat die Grenzüberschreitung des Kriegsendes in ihrer ganzen Sinnlosigkeit dem weiteren Leben der Vertriebenen seine Richtung aufgezwungen.

⁵⁹ Interview 15.3.1999/II.

⁶⁰ Interview 16.3.1999.

⁶¹ Interviews 13.3.1999/II, 15.3.1999/II.

⁶² Interview 12.3.1999.

⁶³ Gedächtnisprotokoll 6.3.1999.

⁶⁴ Gedächtnisprotokoll 3.2.1999.

⁶⁵ Gedächtnisprotokoll 14.3.1999.

Vielleicht erhofft man sich nun von den Dingen und den landschaftlich-räumlichen Gegebenheiten in ihrer Gegenständlichkeit und Konkrettheit wenn nicht Sinn, so doch einen Halt; vielleicht sollen sie das Unbegreifliche zumindest greifbar und real machen.⁶⁶ Wie dies grundsätzlich in Vertreibungsberichten aus der Tschechoslowakei festzustellen ist, so spielt auch bei meinen Gewährsleuten die genaue Kiloangabe des im Zuge der „geregelten“ Ausweisungen zur Mitnahme erlaubten Gepäcks (30, 70, meist 50 kg) eine große Rolle – so, als könne damit der anarchische Einschnitt der Vertreibung und das dadurch Verlorene meßbar gemacht werden:⁶⁷ „Und da sollte ich binnen zwei Stunden auf dem Transport sein, mit den zwei kleinen Kindern, mit 30 kg Handgepäck, weiter nichts, alles zurücklassen!“

Auch das Einpacken („Was sind 30 Kilo! Da wissen Sie nicht, nehmen Sie ein Stück Wäsche oder nehmen Sie einen Kochtopf, alles brauchen Sie!“),⁶⁸ dann das Gefilztwerden in den Sammelstellen wird eingehend beschrieben, detailliert zählen gerade die Frauen das hier noch Zurückgelassene und schließlich Mitgenommene auf. Natürlich waren vor allem die Haushaltsdinge für das Überleben und den Neuanfang in der Fremde von existentieller Bedeutung. Daneben aber können sie über den totalen Kontinuitätsbruch der Vertreibung eine Brücke schlagen zwischen Hier und Dort, dem Davor und Danach. Als Zeugnisse der verlorenen Heimat hat man sie bis heute häufig nicht nur im Gedächtnis bewahrt und aufgehoben: Die Badewanne, die Frau Schmidt nach der Aussiedlung zusammen mit ihrem Bruder heimlich von zuhause geholt hat, steht heute noch in ihrem Garten,⁶⁹ und auch ein Kontrabaßmacher, der als Zweijähriger aus Schönbach gekommen ist und weiter nichts mehr von dieser Herkunft wissen will, hat in seiner Werkstatt doch die Aussiedlungskisten aufgehoben, ebenso wie die Bohrmaschine, die der Vater damals über die Grenze schmuggelte und die dann als Getreidemühle gute Dienste leistete.⁷⁰ Die Dinge, die die Vertreibung aus ihren fraglosen Gebrauchszusammenhängen gelöst hat, erhalten als Erinnerungsstücke eine zusätzliche, symbolische Bedeutung; isoliert und übriggeblieben indizieren sie aber auch wieder das Feh-

⁶⁶ Zur hohen symbolischen Bedeutung des Flüchtlingsgepäcks und zur Stereotypie, mit der das Vertreibungserleben über das Schicksal des Mitgenommenen und Zurückgelassenen erinnert und erzählt wird, vgl. Fendl, Elisabeth: Mitgenommen. Das Gepäck der Heimatvertriebenen. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 36, 1993, S. 229-243.

⁶⁷ Eine vergleichbare symbolische Aufladung erhalten im privaten und öffentlichen Erinnern an die Vertreibung auch die in Archiven auffindbaren Transportlisten, auf denen Namen und Vertreibungsrouten der ungerührten Aussiedlungslogistik entsprechend festgeschrieben sind.

⁶⁸ Interview 13.3.1999/II. Wenn auch in diesem Gespräch erst allmählich deutlich wird, wieviel dennoch – bis hin zu einem ganzen Schlafzimmer – schwarz über die Grenze gebracht werden konnte, so gilt auch hier: „Die gemeinsame Leid-Erfahrung, die in den ‚50 kg‘ so plastisch gefaßt ist, soll nicht in Frage gestellt werden, deshalb wird zunächst auch von denen an dem Bild festgehalten, für die es gar nicht zutrifft.“ Fendl (wie Anm. 66), S. 235.

⁶⁹ Interview 15.3.1999/II.

⁷⁰ Interview 15.3.1999/I.

lende, den Verlust. Und dieser Verlust ist total: Vertreibungen entkleiden den Menschen nicht nur seiner gegenständlichen und räumlichen Bezüge, sondern mit ihnen auch seiner gesellschaftlichen Einbindung, seiner sozialen und kulturellen Existenz. Aus dieser Sicht verwundert es nicht, wenn mir Gewährsfrauen als Beleg ihres raschen Wiedereinlebens von den neu angeschafften Einrichtungsgegenständen erzählen⁷¹ oder wenn Frau Funk den Umzug ins Altersheim, mit dem ihr ihre Möbel ebenso wie ihre heimatkundlichen Unterlagen und selbstgeschriebenen Artikel verloren gegangen sind, mit einer zweiten Vertreibung gleichsetzt.⁷² Es verwundert aber auch nicht, daß die Jüngeren, die selbst nur wenig mitzunehmen gehabt hätten, die sich als Jugendliche und junge Erwachsene ohnehin in einer lebensgeschichtlichen Übergangsphase befanden und ihre gesellschaftliche Situation, ihre Zukunft offen vor sich hatten, die Vertreibung weitaus leichter nahmen als ihre Eltern. Frau Schreiner erzählt wie viele:

„Ich war 18, ich hab' gesagt, das Leben geht los, ob ich hier arbeite oder hier arbeite, das hast' damals so tragen, hat dir zwar leid getan, aber hast gesagt, jetzt wenn du wieder arbeitest, verdienst wieder, tust eben woanders fort. Aber daß die Alten, was ihr Zeug schon gesorgt hatten, daß die das verlassen mußten ...“⁷³

Gewalt und Ordnung: „Illegal“ in der Grenzzone

In der Erinnerung der Schülergeneration Frau Weizners und Frau Regners sind der Zusammenbruch der gewohnten Ordnung und der Beginn des großen Übergangs klar mit dem Schließen der Schulen assoziiert:

„'44 hatten wir Schule, und dann waren ja die Flüchtlinge, waren in den Schulen. Dann war dann schon Schluß. [...] Und im Mai war ja dann schon der Einmarsch vom Ami, Anfang Mai. Ab 20. April – na ja, Anfang Mai. [...] '45! Und Ende '44 ... und '46 sind wir ausgewiesen worden, die Zeit hatten wir keine Schule! [...] Ein Kommen und Gehen war das!“⁷⁴

„Endlose Kolonnen“ von deutschen, dann amerikanischen Kriegsgefangenen und Flüchtlingen zogen gegen Kriegsende die Schönbach-Wernitzgrüner Zollstraße entlang, „an unserem Haus vorbei“:⁷⁵ Es war ein Strudel, der schließlich auch die angstvoll beobachtenden und notdürftig Hilfe leistenden Grenzanwohner mitreißen sollte. „Eh das hier so richtig losging aus dem Tschechischen, waren hier schon Flüchtlinge aus Schlesien“, berichtet Herr Regner als alteingesessener Bad Brambacher, und seine Frau, die Oberreuther Vertriebene, fügt hinzu: „Wir hatten daheim

⁷¹ Interview 3.2.1999.

⁷² Interview 13.3.1999/II.

⁷³ Interview 3.2.1999.

⁷⁴ Interview 12.3.1999.

⁷⁵ Interview 13.3.1999/I.

auch Flüchtlinge aus Breslau!⁷⁶ Mit dem Einstürzen von Grenzen und Ordnungen ging also für die Betroffenen ein beständiger Seiten- und Rollenwechsel einher, die sicheren Zugehörigkeiten zur einen oder anderen Grenzseite lösten sich auf. Das Grenzland geriet in Bewegung – richtungslos, was sich wohl noch krasser an der Zonengrenze nach Westen spiegelte: In Massen wechselten ortlos, heimatlos gewordene Menschen als „illegale Zonengrenzgänger“ in beiden Richtungen über die Grenze. Penibel zählte die Polizei die aufgegriffenen, meist mittellosen Männer, Frauen und Kinder, die auf das Mitführen von Schieberware hin kontrolliert, verhaftet und wieder freigelassen, in Lager gesteckt und (manchmal sogar mehrmals) über die Grenze zurückgeschoben wurden; 1947 und 1948 wurden am Zonengrenzbahnhof Gutenfürst mit der bayerischen Polizei regelmäßig richtiggehende Austauschrituale aufgegriffener Illegaler durchgeführt.⁷⁷

Dennoch beklagt ein Polizeibericht vom 14.8.1947 die mangelhafte Kontrolle an der sächsisch-bayerischen Grenze: „Die Bewachung ist so, dass Anfang Juli täglich 500 bis 800 Personen über die Grenze wechselten.“ So wie hier drei Sonderkommandos der thüringischen Grenzpolizei aktiv waren, „um den ungeheuren Ansturm der illegalen Grenzgänger an der sächsisch-bayerischen Grenze einzudämmen“,⁷⁸ so forderte man auch zur tschechischen Grenze eine massive Verstärkung der Grenzstationen und des Wachpersonals – aus drei Gründen:

- „1. Unübersichtliches walddreieckiges Grenzgebiet.
2. Überbevölkerung der Grenzorte mit Umsiedlern aus dem Sudetengebiet, die sich gleich in nächster Nähe der Grenze niedergelassen haben um zu paschen oder die Grenzgängerei zu unterstützen.
3. Die ungünstige Ernährungslage, die zu starkem illegalem Grenzverkehr führt, um Lebensmittel in der CSR zu beschaffen.“⁷⁹

Auch hier ergibt sich wieder ein direkter Zusammenhang zwischen dem Aufbau und der Durchsetzung neuer staatlicher (Grenz-)Strukturen einerseits und den sudetendeutschen Umsiedlern andererseits, die durch ihre Beweglichkeit und ihre Zugehörigkeit zu beiden Grenzseiten die Ordnung der Grenze herausforderten. Ihre subjektive Perspektive jedoch unterscheidet sich wesentlich von der der Berichterstatter an das Innenministerium: Nach dem Abzug der amerikanischen Verbände aus den westböhmisches und westsächsischen Besatzungsgebieten in der ersten Julihälfte 1945⁸⁰ sah man die Grenze dicht besetzt durch „drei Formatio-

nen“, „durch die Tschechen und durch Deutsche und durch Russen.“⁸¹ Und die waren nicht ungefährlich: „Freilich, haben sie auch welche erschossen! Das Risiko haben wir auf sich genommen“,⁸² vor allem der Hunger dürfte der Motor für das so gewitzte wie gefährliche Spiel der Schmuggler und Schmugglerinnen gewesen sein:

„Haben uns nicht erwischt, die Tschechen! [...] Eben da, nicht direkt über Wernitzgrün, da hat man einen anderen Weg gesucht, über Landwüst, da sind wir rein, Hennebach, und dann von Hennebach weg wars nicht mehr weit zu uns, zu unserem Wazkenreuth.“⁸³

Immer wieder erwischte es einen selbst oder andere, „dann mußten sie einige Wochen beim Tschechen arbeiten“, heißt es lapidar.⁸⁴ Die damaligen Abenteuer scheinen zu spannenden, gern zum besten gegebenen Erzählstoffen geworden zu sein. Die jugendlichen Grenzgänger, deren Leben mit den Grenzen aus den Fugen geraten war, hatten wenig zu verlieren: was hinderte sie, die dadurch gewonnene Beweglichkeit und Unabhängigkeit zu nutzen! Anders wird erst da erzählt, wo der Konflikt zwischen dem Ordnungs- und Dominanzanspruch der Grenze einerseits und den sie unterlaufenden „Schwellenwesen“ andererseits entlang der Geschlechtergrenze ausgetragen wurde: Frau Funk erzählt mit Schrecken nicht nur von den ständigen Hausdurchsuchungen und Plünderungen durch tschechische Grenzsoldaten, die in den Häusern an der Grenze untergestelltes Schmuggelgut suchten, sondern auch von sexueller Nötigung durch amerikanische wie wenig später durch die russischen Soldaten. Frau Schmidt ist nur knapp einer Vergewaltigung entkommen, andere Frauen, Bekannte und Verwandte hatten dieses Glück nicht. Diese Bilder rauben ihr bis heute den Schlaf – „und da geht das so wie ein Film an einem vorbei, da gibt's kein Einschlafen dann“.⁸⁵ Hier geht es nicht nur um das Durchsetzen von Ordnung und Herrschaft, auch nicht nur um Enteignung und Entrechtung der Kriegsverlierer. Das Beutemachen, und in diesem Zusammenhang muß der gewaltsame, körperliche Zugriff auf die Frauen gesehen werden, „will den Gegner entwürdigen, ihm seine Ohnmacht demonstrieren“;⁸⁶ es zielt eben auch auf den Stolz, den sich die Frauen mit ihrem selbstbewußten Spiel gegen die Grenzmacht noch erhalten konnten, und auf das, was Aussiedlung und Vertreibung als solche nicht antasten konnten. Im Beutemachen gilt die

⁸¹ Interview 13.3.1999/II.

⁸² Interview 3.2.1999.

⁸³ Interview 13.2.1999/I.

⁸⁴ Interview 12.3.1999.

⁸⁵ Interview 13.3.1999/II.

⁸⁶ Jeggle, Utz: Zur Bedeutungsgeschichte der Kriegsbeute. In: Brednich, Rolf W. und Walter Hartinger: Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses Passau 1993, (= Passauer Studien zur Volkskunde 8). Passau 1994, S. 203-222; hier: S. 218.

⁷⁶ Interview 12.3.1999.

⁷⁷ HStA Drsd., LRS, MdI, Landesbehörde der Volkspolizei, 90.

⁷⁸ HStA Drsd., LRS, MdI, Landesbehörde der Volkspolizei, 109.

⁷⁹ Ebd.

⁸⁰ Broszat, Martin und Hermann Weber: SBZ-Handbuch. Staatliche Verwaltungen, Parteien, gesellschaftliche Organisationen und ihre Führungskräfte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945-1949. München 1990, S. 12.

„Dominanz eines anderen logischen Systems, das wir auf Grund seiner Gewaltfähigkeit als archaisches Chaos zu erleben gewohnt sind und das uns nur in solchen Grenzzonen, wie Wahnsinn, Verbrechen, Krieg erfahrbar ist.“⁸⁷

Ob in den Flüchtlingszügen oder in der „illegalen“ Zwischenexistenz der Grenzgängerin: Es waren insbesondere die Frauen, die diese extreme, liminale Schwellenzone des Kriegsendes durchschritten und durchlitten.

Dabei versuchten sowohl die amerikanische als auch die sowjetische Armeeführung, diese anarchische Eigendynamik zu unterbinden.⁸⁸ Desgleichen geht es auch in den nach Dresden weitergegebenen Grenzschutzberichten immer wieder um eine Disziplinierung der Polizisten – das aber kaum im Interesse der illegalen Grenzgänger: Schließlich hatte die Grenzpolizei prinzipiell „die Aufgabe, den illegalen Grenzübertritt zu unterbinden“.⁸⁹ Jedes Verwischen der Grenze galt es zu verhindern – im Wissen, daß zum liminalen Chaos eben auch verbotene Kontaktaufnahmen und wechselseitige Hilfeleistungen zwischen Grenzgängern und Grenzwächtern gehörten. Als Grenzorgane waren die letzteren Teil und Garant einer geschlossenen Grenze zu allem Fremden, das das eigene, staatliche Ordnungssystem von außen infragestellen oder unterlaufen konnte. Und das war, wie einem Befehl der Abteilung Grenzpolizei der Volkspolizei Sachsen vom 1. Januar 1950 zu entnehmen ist, durchaus wörtlich gemeint: Demnach nämlich war es Angehörigen der Grenzpolizei „untersagt, mit der Bevölkerung, den Grenzwachern, Zollangestellten, Polizisten oder anderen Angehörigen der angrenzenden Staaten in Verbindung zu treten“, unter keinen Umständen durfte selbst bei Verfolgung „flüchtiger Grenzgänger [...] das fremde Territorium“ betreten werden, durften bei Schußwaffengebrauch Geschosse „auf fremdem Territorium auftreffen“.⁹⁰

Dabei scheinen Schießereien an der Grenze Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre durchaus an der Tagesordnung gewesen zu sein. In den ausführlichen Untersuchungsberichten solcher „Vorkommnisse“ wird dabei weniger der Tod illegaler Grenzgänger zum Problem, sondern die Frage, durch wen und auf welcher Grenzseite diese verfolgt und erschossen wurden.⁹¹ 1950 häuften sich vor allem im Umfeld Bad Brambachs Übergriffe tschechoslowakischer Grenzpolizisten auf Grenzanwohner; dabei kam ein Bauer, dessen Grundstücke sich z. T. auf tschechoslowakischem Gebiet befanden, zu Tode. Während die tschechoslowakische Grenzkommandantur entschuldigend darauf hinwies, „dass alles neue Grenzpolizisten da seien die noch sehr jung sind, die Grenze noch nicht genau kennen und sehr nervös in ihrer Dienstausbübung sind“, heißt es weiter:

⁸⁷ Ebd., S. 205.

⁸⁸ Vgl. Broszat/Weber (wie Anm. 80), S. 13; Interview 13.3.1999/II.

⁸⁹ HStA Drsd., LRS, MdI, Landesbehörde der Volkspolizei, 124.

⁹⁰ HStA Drsd., LRS, MdI, Landesbehörde der Volkspolizei, 109.

⁹¹ Ebd.

„Die Stimmung der Bevölkerung in den Grenzgemeinden ist nicht gut. Es wird davon gesprochen, ob das Völkerfreundschaft sei. Besonders im erst erwähnten Falle, ob man Deutsche so ohne weiteres abschießen könne usw.

Es muß festgestellt werden, dass die Umsiedlerpolitik nicht besonders günstig bei uns im Kreis gelöst wurde. [...] Es zeigt sich, da sie an der Grenze wohnen, dass sie dauernd hinüber sehen, alte Verbindungen in der CSR noch haben und diese selbstverständlich auch ausnützen. Weiter steht fest, dass sie es nicht so genau mit der Grenze nehmen weil sie sagen, drüben über der Grenze liegen meine Felder, oder ein paar Kilometer weiter ist meine Heimat.“⁹²

III. Grenzsperrren

Staat und Grenze – das Leben im Abseits

Das Problem wurde so gelöst, wie es auch künftig dem Vorgehen der DDR entsprechen sollte: Durch strikte räumliche Trennung. Nachdem die Grenze des ganzen Zonengebiets 1947 symbolisch durch Schilder „Achtung Grenze 1000 m“ markiert wurde,⁹³ wurde bereits am 23.4.1949 der Befehl zur „Errichtung einer Sperrzone an der sächsisch-tschechoslowakisch und sächsisch-polnischen Grenze“ gegeben.⁹⁴ Die Sperrzone war von Nicht-Gebietsansässigen nur noch mit eigens auszustellenden „Sperrzonen-Ausweisen“ zu betreten;⁹⁵ noch 1951 war die Einreise in die betroffenen grenznahen Landkreise nur mit einem von den Sowjetischen Kommandanturen ausgestellten Passierschein möglich.⁹⁶ An Zufahrtsstraßen und Bahnhöfen, aber auch innerhalb der Sperrzonen wurde ein dichtes Kontrollsystem installiert, das auf der einen Seite vor allem dem (damals noch alltäglich geübten) Warenschmuggel aus den Westzonen galt, auf der der Tschechoslowakei oder Polen zugewandten Seite jedoch auf die von dort stammenden Umsiedler gemünzt sein mußte.

Eingesperrt in dieses Niemandsland zwischen allen Grenzen waren die Bewohner des Grenzgebiets in jeder Hinsicht zu „Schwellenwesen“ geworden. Herr Regner weiß anschaulich zu erzählen, wie auf dieselbe Weise auch während der Invasion in die ČSSR im August 1968, und dann wieder 1989, als die Übersiedlerzüge

⁹² Ebd.

⁹³ Ebd.

⁹⁴ HStA Drsd., LRS, MdI, 1905.

⁹⁵ Ebd.

⁹⁶ Die damalige Neuregelung, derzufolge Passierscheine nicht mehr befristet, sondern nur mehr zur einmaligen Einreise ausgegeben wurden, führte prompt zu massiven Versorgungsproblemen des gesamten Gebietes mit Lebensmitteln, Strom usw. HStA Drsd., LRS, MdI, Landesbehörde der Volkspolizei, 124.

aus der Prager Botschaft über Bad Brambach in den Westen führen, die Gegend abgeriegelt wurde, wie er selbst als Pendler bzw. als Urlaubsrückkehrer auf dem Bahnhof in Adorf festgehalten und wie nervös versucht wurde, die Bevölkerung vom Sog der Ereignisse abzugrenzen.⁹⁷ Die Grenze schloß sich immer dann, wenn sie in Bewegung zu kommen drohte; zeitliche Epochenwechsel, in denen die Grenzanwohner kurzzeitig ins Zentrum europäischer Schwellenereignisse rückten, wurden für sie als Abschließung der Grenze erfahrbar.

Staatliche Ordnung und Kontrolle etabliert sich da, wo ihr Zugriff am gefährdetsten ist: Epochale Umbrüche ebenso wie die Gefährdung des Staats an seinen räumlich-territorialen Peripherien fordern die symbolische und reale Präsenz der Ordnungsmacht heraus. Bereits mit dem Kriegsende zeichnete sich ab, wie sich das Staatssystem der DDR im und gegen das Chaos dieser Schwellenzeit formierte, und gerade im Grenzgebiet konnte es unter dem Vorwand der Grenzsicherung mit seiner ganzen Logik der Kontrolle und Aussperrung festgeschrieben werden. Mary Fulbrook argumentiert, daß die Spaltung Deutschlands von der Bevölkerung in den ersten Nachkriegsjahren noch keineswegs als endgültig akzeptiert wurde – Grund genug für den neugegründeten Staat, „eine ausgeprägte Freund-Feind-Mentalität beizubehalten bzw. zu schaffen“. Innere Repression konnte durch die Allgegenwart des „Klassenfeinds“ gerechtfertigt werden, die man auf die äußeren Staatsgrenzen projizierte und durch sie erklärte: „Die Herrscher haben auch interne Gegner des Regimes als von außen gelenkt betrachtet“.⁹⁸ Fürderhin ging es darum, sowohl die inneren als auch die äußeren Grenzen zum Schutz des Staates geschlossen zu halten – was die Bewohner des Oberen Vogtlandes schon durch seine geographische Sonderlage in ein engmaschiges Netz von Grenzen einspann. „Wir waren so richtig im Eck“, erzählt Frau Weizner, und ihre Freundin erklärt:

„Wir waren richtig eingesperrt. Da war die Westseiten, das wißt Ihr ja, das war bei Euch nüber, und da rüber, haben sie noch gesagt, das sind unsere Freunde – und wir sind trotzdem eingesperrt. [...] Wenn man nicht direkt dort ist – wenn wir natürlich mal in die Schwammer gegangen sind, oder in die Schwarzebeeren gegangen sind, haben wir gesagt, ah, Mensch, ist schon wieder der Zaun da!“⁹⁹

Auch entlang der tschechischen Grenze war die Grenze mit Stacheldraht gesichert, ein breiter „Schutzstreifen“ auf tschechischer Seite, eine durch den Wald geschlagene Schneise und ein geggter Spurenstreifen sollten unbeobachtete Grenzübertritte verhindern.¹⁰⁰ Trotzdem seien besonders nach dem Bau der Mauer 1961 „hier in diesem Zwickel viel Grenzdurchbrüche versucht worden, um in die

Bundesrepublik zu kommen“. Entsprechend dicht war das Kontroll- und Überwachungsnetz. Die Regners wohnten neben der Polizeistation: „Was denken Sie, was da jeden Tag weggeschnappt worden ist!“¹⁰¹ Fast zwei Jahrzehnte lang blieb die Grenze prinzipiell gesperrt. 1964 konnte man zum ersten Mal wieder mit Visum und Einladung, mit einem maximalen Tagesumtausch von 20 Mark den Heimatort und die Verwandten im Egerland besuchen; nach „'68“, auch das ist ein wiederkehrender zeitlicher Grenzpunkt im kollektiven Erinnern, genügte schließlich auch der Paß.¹⁰² Bis dahin waren spontane Ausreisen – sogar zur Beerdigung einer nahen Verwandten in der Bad Brambacher Nachbarstadt Aß – nicht denkbar.¹⁰³

In bezug auf Ausreisen in den Westen blieben diese bitteren Ausgrenzungserfahrungen Usus; wenngleich sich (vor allem nachdem man das Rentenalter erreicht hatte) die Ausreiserestriktionen bis Ende der 80er Jahre langsam lockerten, haben viele ihre Großeltern, Eltern und Geschwister nach der Vertreibung nicht oder kaum mehr gesehen. Die Erfahrung, ausgesperrt zu sein, teilten die Ausgesiedelten mit den Alteingesessenen, und es liegt nahe, daß die geschlossene Grenze auch in den Interviews für beide Gruppen zum Symbol des gesamten Systems avanciert. Dennoch hat dies für die damaligen Flüchtlinge, deren Familien meist über ganz Deutschland zerstreut wurden, eine zusätzliche Tragik. Zwar beurteilen sie das Leben im sächsischen Grenzgebiet durchaus ambivalent; manche, die es nach '45 auch schon im Westen versucht hatten, sind bewußt hierher zurückgekehrt, erzählen nicht ohne Stolz, wie sie hier eine lebenswerte Existenz aufgebaut haben. Aber die dicht gezogenen Grenzen, Indiz der mit 1945 eingeleiteten Trennung und Ausgrenzung, blieben allgegenwärtig. Auch sie gaben den in die SBZ Vertriebenen das Gefühl, doppelt für Krieg und Faschismus bezahlt zu haben:¹⁰⁴ Sie haben nicht nur die Jugendheimat verloren, sondern auch die Chancen der nach Westdeutschland Ausgesiedelten.¹⁰⁵ Die schlechte Wirtschaftslage wird auf die – kriegsbedingte – Ausbeutung des Landes durch die Sowjetunion zurückgeführt:¹⁰⁶ „Die ganzen Reparationen mußten wir an die Russen leisten, alles, die haben uns alles weggenommen“, der Gedanke läßt die Geigenbauertochter Frau Funk ebensowenig los wie der Qualitäts- und Bekanntheitsverlust der hiesigen Meisterbetriebe durch den Wegfall der alten Märkte und der Austausch- und Wanderbeziehungen nach Westen.¹⁰⁷

¹⁰¹ Interview 12.3.1999.

¹⁰² Ebd.

¹⁰³ Interview 16.3.1999.

¹⁰⁴ Vgl. dazu auch: Plato/Meinicke (wie Anm. 4), S. 262.

¹⁰⁵ Nicht umsonst wird immer wieder auf das bayerische Bubenreuth hingewiesen, wo die Mehrheit der Schönbacher Instrumentenmacher ihr altes Gewerbe zu neuer Blüte geführt haben.

¹⁰⁶ Ein häufig genanntes Beispiel ist das unweit des obervogtländischen Grenzgebiets gewonnene Uran, dessentwegen auch viele Markneukirchner Instrumentenmacher in die berichtigten Bergwerke der Wismut verpflichtet wurden. Vgl. Gedächtnisprotokoll 2.2.1999, Interview 15.3.1999/II.

¹⁰⁷ Interview 15.3.1999/II, vgl. Interview 11.3.1999.

⁹⁷ Interview 12.3.1999.

⁹⁸ Fulbrook, Mary: Herrschaft, Gehorsam und Verweigerung – Die DDR als Diktatur. In: Kocka, Jürgen und Martin Sabrow (Hg.): Die DDR als Geschichte. Fragen – Hypothesen – Perspektiven. Berlin 1994, S. 77-85; hier: S. 78.

⁹⁹ Interview 5.3.1999.

¹⁰⁰ Interviews 1.2.1999, 12.3.1999.

Wie eng die sichtbaren und fühlbaren Grenzzäune im kollektiven Bewußtsein mit dem Staatssystem insgesamt identifiziert werden, zeigt augenscheinlich die Emotionalität, mit der immer wieder über die besonders abgeriegelte Sperrzone an der Grenze bei Wernitzgrün berichtet wird, wo in den ehemaligen Zollhäusern ein Erholungsheim des ZK bestand.

„[A:] Da waren alle, da waren Ausländer drinnen, Gewerkschaftsfunktionäre [...]. Und wir haben nichts kriegt! Bei uns war's Zeug unterm Tisch. So ist es. Ja, das war total abgesperrt, richtig mit einem hohem Zaun.

[B:] Bis die Mauer auf'macht hat, warma beim Fleischer angestanden, Freitag, Sonnabend ...“¹⁰⁸

Spätestens hier, in der Empörung von Frau Weizner und Frau Baumgartner wird deutlich, wie unmittelbar die Sperrsysteme in der Erinnerung der Betroffenen für das gesamte Staatssystem und ihre alltägliche Benachteiligung stehen – und wie sie der westdeutschen Forscherin und der Frage nach 1945 ihre Nachkriegsrealität entgegenzusetzen. Ob in den Ortsrundfahrten und Spaziergängen, in denen man auf Fabrikgebäude, Häuser, den Zustand der Straßen weist, im Erzählen am Wohnzimmerisch oder auch noch in der Gaststube meiner Unterkunft: Unentwegt waren alte und neue Vogtländer bemüht, mir mit der Geschichte des Kriegsendes auch das verständlich zu machen, was nachher kam.

Das Schweigen – und vieles, „was eben verzweigt ist“

Zu den Sperrzäunen und der allmählichen Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation gehört auch die Angst. „Immerzu schlechter gegangen“, erzählen die beiden Frauen weiter, „dafür wurden die Spitzel immerzu mehr. Jeder zweite war bald ein Spitzel bei uns“.¹⁰⁹ „Man mußte schon überlegen, mit wem man spricht“, bereits die Kinder hätten gewußt, mit welchen Schulkameraden sie über das Fernsehprogramm des Vorabends reden durften.¹¹⁰ Selbst wenn man sich, wie Frau Baumgartner das betont, einfach nicht drum kümmerte, so war man doch spätestens dann, wenn wiederholt Ausreisearträge abgelehnt wurden, mit der eigenen Überwachung und Sanktionierung konfrontiert.¹¹¹

Das Schweigen im Land war erst recht auch ein Schweigen nach außen: „Du hast ihnen nicht zu schreiben getraut, was bei uns los ist. Wenn sie Briefe aufgemacht haben, ist ja alles politisch aufgefaßt worden.“¹¹² Nachdem sich ein Markneukirchner Lokalhistoriker zwei Stunden lang über die Geschichte des Musikinstrumentenbaus in Fahrt geredet hat, kommt er unvermittelt auf die Verstrickun-

gen örtlicher „IMs“ zu sprechen, meint dann mit großer Geste: „Wenn ich Ihnen das erzähle, wechseln Sie das Thema!“¹¹³ Tatsächlich scheint das Thema von Anfang an das Erzählen und Erinnern im Feld mit zu dominieren; nur mühsam und irritiert lerne ich, den Reflex eines jahrzehntelang ertragenen Klimas der Vorsicht und des Stillhaltens auch in der Forschung wahrzunehmen: In der Zurückhaltung meinen Interviewanfragen gegenüber, im Bemühen, mir durch persönliche Empfehlung und Vermittlung das Vertrauen anderer Zeitzeuginnen und -zeugen zu sichern, oder aber auch im ausgiebigen Erzählen und Erinnern dessen, was so lange niemand wissen wollte oder sollte.

Besonders in der Öffentlichkeit war jeder erinnernde Bezug auf die verlorene Heimat einem schnellen und u.U. folgenreichen Revanchismusvorwurf ausgesetzt.¹¹⁴ Obwohl auch die vogtländischen Befragten die neutralere Rede von der „Aussiedlung“ dem im Westen forcierten Begriff der „Vertreibung“ vorziehen, empfinden sie doch das Freiwilligkeit und Eigenaktivität suggerierende Etikett „Umsiedler“ als Entwertung des schmerzlich Erlebten: Im Tabu der Nachkriegszeit bestand die Kluft von 1945, die Vernichtung von Heimat und Vergangenheit weiter; mit der offiziellen Doktrin, die diese als politische Notwendigkeit stehen ließ, finden sich die Betroffenen mit ihrem Erleben wieder ins Abseits gestellt. Ohnehin, so sind die älteren Zeitzeuginnen und -zeugen sicher, stirbt mit ihnen die Erinnerung aus. „Das Zeug“ interessiere keinen mehr,¹¹⁵ auch nicht die eigenen Kinder – die seien hier aufgewachsen. Nahezu alle älteren Befragten machen mir so das endgültige Verschwinden des Themas „1945“ klar, manche bitter, die meisten mit gleichmütiger Selbstverständlichkeit: „Das ist vorbei“.¹¹⁶

Hier nun argumentiert Wolfgang Meinicke, daß mit der „verordneten Verleugnung der eigenen Lebensgeschichte“ ein „Verdrängungsprozeß“ stattgefunden habe, der die Integration der Vertriebenen ebenso wie eine offizielle „Bewältigung“ von Vertreibungs- und Heimatverlust be- oder gar verhindert habe.¹¹⁷ Mit Blick auf die landsmannschaftlich dominierte Erinnerungskultur der Vertriebenen in Westdeutschland und die Rolle, die diese für die „nachträgliche“ Aufarbeitung der Thematik in den neuen Bundesländern spielt, sind daran dennoch Zweifel angebracht. Fast alle sudetendeutschen Interviewpartnerinnen und -partner haben nach der Wende die Vermittlungs- und Erinnerungsangebote der Heimatverbände und die von diesen organisierten Heimattreffen genutzt, um an das Verlorene anknüpfen und vor allem euphorisch Wiedersehen feiern zu können: „Wir haben ja die Leute früher auch nicht gesehen, wir waren auch abgeschnitten.“¹¹⁸ Viele bieten

¹¹³ Gedächtnisprotokoll 11.3.1999.

¹¹⁴ Interview 12.3.1999. Vgl. Meinicke (wie Anm. 4), S. 52.

¹¹⁵ Interview 1.2.1999.

¹¹⁶ Gedächtnisprotokoll 11.3.1999, Interview 15.3.1999/I.

¹¹⁷ Meinicke (wie Anm.4), S. 80.

¹¹⁸ Interview 1.2.1999.

¹⁰⁸ Interview 3.2.1999.

¹⁰⁹ Interview 3.2.1999.

¹¹⁰ Interview 12.3.1999.

¹¹¹ Interview 3.2.1999.

¹¹² Interview 1.2.1999.

mir ihre über die letzten zehn Jahre gesammelten Ausgaben der „Egerer Zeitung“ oder der „Graslitzer Nachrichten“ an, die mit ihren Historien aus den Heimatregionen, den „G'schichtla“, „wie's früher war“ ... auch untereinander getauscht werden.¹¹⁹ Zwangsläufig ist man dabei auch mit einem Kanon ebenso stereotyper wie mythologisierender Geschichtsbilder konfrontiert, der sich geradezu aufdrängt, das Sinn- und Erklärungsvakuum der DDR-Zeit zu füllen. Aber gerade dort, wo man bemüht etwa die 1918 verweigerte Autonomie und die Unterdrückung der Deutschen, tschechische Grausamkeiten der Nachkriegszeit und, jenseits jeder historischen Kontextualisierung, Präsident Beneš als alles verschuldende, in den „Beneš-Dekreten“ weiterlebende Teufelsgestalt zitiert, stockt augenscheinlich das eigene Erinnern, bricht ab mit dem schnellen Verweis darauf, daß ohnehin schon „alles festgehalten“ sei.¹²⁰ Hier scheint zum zweiten Mal eine doktrinäre Geschichtsdeologie das Erinnern-Wollen der vertriebenen Ostdeutschen zu entwerten und abzuschneiden. In vielen Gesprächen stehen die neu angeeigneten Geschichtsformeln unverbunden und hilflos neben der konkreten Lebenserfahrung, die sich aus der Nähe und Divergenz des Alltäglichen speist und die die historischen Vorgaben beständig zu durchkreuzen scheint. Die Zeitzeugen und -zeuginnen sind nicht nur zu jung, um noch bewußt die Nationalitätenkonflikte der Ersten Republik verfolgt zu haben: Diese nämlich hatten sich bis Anfang der 30er Jahre im ideologischen Diskurs einer bürgerlichen Medien- und Vereinskultur erstaunlich getrennt von der Alltagspraxis eines binationalen Zusammenlebens entwickelt, die nationale Antagonismen beständig aufhob und konterkarierte und die weit eher den Erfahrungen und Überlieferungen vor allem der sudetendeutschen Dorfbevölkerung im Grenzgebiet entsprach.¹²¹ In einem Interview mit zwei 80jährigen Frauen scheint der Konflikt zwischen Alltagserfahrung und gültiger, von oben induzierter Geschichtsdeutung regelrecht zu eskalieren: während die eine ins Erzählen kommt über das alltägliche Auskommen mit der tschechischen Bevölkerung in Eger, hält die andere erbittert mit der Bevorzugung tschechischer Staatsangestellter dagegen, formelhaften Prinzipien von Staat, Gesetz, Gleichberechtigung – und das mit einer Aggressivität, hinter der sie nur schwer den auf die Tschechen projizierten Schmerz über die eigene Verlassenheit und eigene Schicksalsschläge verbergen kann, und ebenso das Wissen darum, daß sich die Ereignisse, die in der anarchischen Schwellenzeit von 1945 zusammenfließen, keinem klaren Täter-Opfer-Schema einordnen lassen. „Da ist vieles, was eben verzweigt ist“, meint sie wenig später erschöpft und überzeugt, daß ich hier niemals den rechten Zusammenhang herstellen könne.

¹¹⁹ Ebd.

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Vgl. Eisch (wie Anm. 8).

„[A:] Zum Beispiel die Tschechen, die hatten auch Leute im KZ. Haben aber Deutsche ins KZ gebracht. Aber es waren ja auch Deutsche im KZ, es waren ja nicht bloß die Tschechen. [...] Kommunisten, Sozialdemokraten, katholische Geistliche, dann ich weiß vom Turnverein, unser Vorsitzender, der wurde auch abgeholt, [...]“

[B:] Der wurde von Tschechen oder Deutschen abgeholt?

[A:] Das waren dann die Deutschen, die die KZs errichtet haben. Die haben Deutsche und Tschechen dort rein. Und da haben eben eben die Tschechen wirklich Opfer bringen müssen. Sind also Tschechen umgekommen in KZs. In deutschen KZs. Und das ist natürlich, das vergessen sie nicht.“¹²²

Ähnlich ist den meisten vogtländischen Vertriebenen die tschechische Leidensgeschichte ab 1938 bewußt, und spätestens die tschechischen Urlaubsbekanntschäften und die bestehenden grenznahen Kontakte zwingen zu einem lavierenden „Es gab halt überall solche und solche“¹²³ – und „die, die jetzt noch drinnen wohnen, die können ja auch nichts dafür.“¹²⁴

Die Wiedergewinnung des Eigenen

So wird, früher oder später, in fast allen Gesprächen klargestellt, daß man selbst nicht „so“ denke. Ohne aktuelle deutsch-tschechische Auseinandersetzungen direkt anzusprechen, distanziert man sich von denen, die „wieder reinwollen“, „die Entschädigung wollen“.¹²⁵ Bei allem Mitgefühl für Freundinnen und Bekannte, „die nicht vergessen“ können¹²⁶ und „zu sehr an der Heimat gehängt“ seien,¹²⁷ betonen die meisten, wie es ihnen ihr Jugendalter leichtgemacht habe, hier, so nah an „daheim“, neu anzufangen. Es ist die Leichtigkeit der Grenzgänger, der Schwellenwesen – mit der man letztlich wieder zuhause angekommen ist. „Hier ist unsere Heimat“, so und ähnlich wird immer wieder jeder Gedanke an eine Rückkehr ausgeschlossen. Und: „Wenn man rübergeheiratet hätte, wär's dasselbe“, anknüpfend an alte grenzübergreifende Selbstverständlichkeiten hebt Frau Weizner damit letzt-

¹²² Interview 13.5.1999/II.

¹²³ Interview 1.2.1999. Ähnliches beobachten auch Alexander von Plato und Wolfgang Meinicke, deren biographische Untersuchung „auf subtile Weise erfahrbar [macht], daß die meisten interviewten Umgesiedelten, anders als manch westlicher Vertriebenen-Funktionär, wenig von Rache oder ‚Revanchismus‘ spüren lassen, obwohl sie sich als diejenigen fühlten, die nach 1945 für den Krieg hauptsächlich zu bezahlen hatten; viele haben durchaus nicht vergessen, daß zwar die sowjetische Politik mit Zustimmung der anderen Siegermächte sie vertrieb, daß aber der Nationalsozialismus durch seine Aggressionen Katastrophen und Leiden verursachte, die ein Element der Vorgeschichte der eigenen Umsiedlung waren [...]“ Plato/Meinicke (wie Anm. 4), S. 21.

¹²⁴ Interview 15.5.1999/I.

¹²⁵ Interview 13.3.1999/I, Gedächtnisprotokoll 13.3.1999.

¹²⁶ Gedächtnisprotokoll 14.3.1999.

¹²⁷ Interview 13.3.1999/I.

lich sogar selbst den Einbruch der Vertreibung auf.¹²⁸ „Obzwar wenn wir sagen, tun wir einmal ‚heim‘, wir fahren eben ‚heim‘ – aber wir fahren auch gern wieder ‚richtig heim‘.“¹²⁹ Hier spricht eine Ambivalenz, ein doppeltes Zuhausesein, das man dennoch eindeutig und entschieden auf Vergangenheit und Gegenwart vor und nach dem Grenzschnitt von 1945 zu verteilen weiß.

Ausschlaggebend ist dabei nicht zuletzt das Wissen, es letztlich besser erwischt zu haben als die damals zurückgebliebenen Verwandten. Herr Barmer, der sich zur zweiten Generation zählt, die ohnehin nichts mit der Elternheimat verbinde, lehnt aus der klaren Perspektive des Ostdeutschen den Einkaufstourismus nach Tschechien ab: Das sei nun für die tschechische Bevölkerung gerade so wie damals, als in der liminalen Schwellenzeit der Wende Horden DM-starker Westdeutscher aus dem bayerischen Hof in Markneukirchen eingefallen seien.¹³⁰ Entsprechend fordern alle Informanten und Informantinnen von der westdeutschen Forscherin die Anerkennung und das Verstehen ihrer Lebenswelt, ihrer Geschichte ein, die mit 1945 in der DDR neu begann – und das betrifft vor allem die neuen Enteignungen, die neuerliche Abwertung und das verantwortungslose Abwirtschaften dessen, was man hier über die Jahre geleistet und aufgebaut hatte.

„Wir haben schon was erlebt“, damit unterstreicht Frau Weizner gerne auch ihre Rolle als Expertin. Wenn nun der Euro komme, so ändere sich für sie zum 8. Mal die Währung.¹³¹ Im ständigen Wechsel, der sie immer neu ins Abseits zu stellen droht, besteht die Schwellenzeit von 1945 weiter. Das klingt auch in Frau Schmidts Fazit auf das Kriegsende durch:

„Ach, das war ein Durcheinander, meine Herrn! Was man alles so miterlebt hat! Man war immer auf der falschen Seite, also von allen Seiten sind sie eigentlich gekommen.“¹³²

¹²⁸ Gedächtnisprotokoll 14.3.1999.

¹²⁹ Interview 3.2.1999.

¹³⁰ Interview 15.3.1999/I.

¹³¹ Gedächtnisprotokolle 14.3.1999, 3.2.1999.

¹³² Interview 15.3.1999/II.